

Schweizerische Landesplanung

Autor(en): **Gutersohn, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen = Swiss forestry journal
= Journal forestier suisse**

Band (Jahr): **94 (1943)**

Heft 2

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-764595>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

in dieser Hinsicht, Alles, was mir je von Leistungen eines Pennat, Campetti und andern Rhabdomanten bekannt geworden war. Auf mehreren kleinen Reisen führt' ich sie, in Gesellschaft ihres Begleiters, in ihr und ihm fremde Gegenden, deren Gebirgslager, unterirdische Salz- und Süßwasserkanäle, Grubenbaue u. s. w. ich genau kannte. Bei keinem der Versuche, die sie ohne Wünschelruthe zu bewerkstelligen pflegte, ward sie durch ihre wundersame Empfindungsweise irre geführt. Sorgfältige Beobachtungen zwangen mich, den hartnäckigsten Unglauben und Argwohn fahren zu lassen, und zeigten mir eine fremde Seite der Natur, obschon bloß in räthselhafter Dämmerung. Ich würde zu weitläufig, wollt' ich umständlich jedes Versuches darüber erwähnen. Doch gedenk' ich dieser Erfahrung im Allgemeinen, um wenigstens anzudeuten, wodurch ich veranlaßt ward, in der Art meines Welt- und Gott-Anschauens, von Ansichten Anderer zuweilen abzuweichen.

Schweizerische Landesplanung. Von H. Gutersohn¹

Die Idee der Landesplanung ist nicht schweizerischen Ursprungs. Es wird sich nicht leicht feststellen lassen, wo solche Gedanken zuerst greifbare Formen annahmen, denn schließlich hat der Mensch zu allen Zeiten seinen Lebensraum nach seinen Zwecken ausgestaltet, aus der Naturlandschaft die Kulturlandschaft geschaffen, und immer leitete ihn dabei der Gedanke, das Beste aus dem herauszuholen, was ihm zur Verfügung stand. Wenn er vom Nurnehmen überging zum Voraus-schauen und sich mit andern zusammentat, um etwas Großes zu schaffen, so war das im Grunde genommen schon beginnende Landesplanung.

Greifbare Gestalt nahm der Gedanke der Planung unmittelbar nach dem letzten Weltkrieg an. In Teilen der Vereinigten Staaten von Nordamerika zum Beispiel mußten mehr und mehr Landwirte zusehen, wie durch eigene Schuld ihr Besitztum zugrunde ging. Der jahrelange Raubbau an den ursprünglichen Prärien und Wäldern des amerikanischen Inneren hatte schließlich die Böden in riesigem Umfange derart entblößt und geschwächt, daß sie den Angriffen der Regen nicht mehr zu widerstehen vermochten. Das Wasser führt die Ackerkrume weg und reißt tiefe Furchen, der Wind staut einst gesunde, nun trockene Böden zu Sanddünen auf, und ohnmächtig steht der Mensch und sieht zu, wie der wertvolle Boden verschwindet und als Ergebnis eine Wüste, unter den Menschen Armut und Elend zurückbleibt. Agrarland von über 1 Million Quadratkilometer ist völlig zugrunde gegangen, und weitere 3½ Millionen Quadratkilometer sind stark gefährdet. Hier *mußte* etwas geschehen, hier *mußte* der Mensch eingreifen, den Kampf um die gute Erde aufnehmen, und dies konnte nur durch genaue Bestimmung der Ursachen, durch wohlbedachte Planung und schließlich

¹ Vortrag, gehalten an der Tagung für Landesplanung der Eidg. Technischen Hochschule, 1.—3. Oktober 1942. Die 34 Vorträge werden im Frühjahr 1943 in Buchform erscheinen.

durch umfassenden Neuaufbau geschehen. Das ist nur ein Beispiel. Ähnlich gigantisches Ausmaß müssen die Pläne haben, die etwa eine bessere Nutzung des urwaldbestandenen Kongobeckens zum Ziele haben, oder die noch lange nicht voll ausgeschöpften Möglichkeiten im Inneren des australischen Kontinentes, oder in den weitoffenen Savannen des Sudans der Verwirklichung näher bringen sollen. Und Planung ist auch Voraussetzung für den Wiederaufbau der durch den Krieg zerstampften Ebenen des europäischen Ostens. So sind es die Riesenareale mit unvollkommener oder einseitiger Entwicklung, die uns die Notwendigkeit der Planung besonders drastisch vor Augen führen.

In der Schweiz gibt es keine Großlandschaften, die mit den eben genannten vergleichbar wären. Damit sind aber bei uns auch keine solch einseitige Entwicklungen mit ihren dramatischen Folgen möglich. Unser Land, mit seinen reich gegliederten Bodenformen, mit seinen mannigfachen klimatischen Abwandlungen, mit seinen verschiedenartigen Bewohnern, ist ein Mosaik von vielen kleinen Einzellandschaften, die jede für sich etwas Einmaliges, eine Individualität bedeutet. Aber unser Blick, am viel gewichtigeren Beispiel des Auslandes geschärft, erkennt doch ganz ähnliche Geschehnisse, die unsere Aufmerksamkeit erheischen. Auch wir erfahren die Folgen des Raubbaues an den einstigen Wäldern, denken wir nur an die ehemals bewaldeten und darum gesunden Einzugsgebiete von Wildbächen. Auch wir sehen die Nachteile von Übernutzung; in mancher Alpweide gähnt das nackte Erdreich aus den Viehtritten und aus überbreit getretenen Wegen, wo allzu große Herden nicht nur die Grasnarbe, sondern auch den darunter liegenden Boden völlig zerstörten. Manches Alpental zeigt uns auch die üblen Folgen der Entvölkerung, der Abwanderung des Urproduzenten in die Industrie, in Form von zerfallenden Behausungen, von Wiesen, welche nicht mehr gesäubert werden und sich deshalb langsam in Steinwüsten wandeln. Und gerade die allerneueste Zeit bietet wieder Beispiele, wo sich Fabriken inmitten der Siedelungen aufblähen, dem Menschen Gärten und Erholungsflächen rauben und ihn sogar verdrängen. All das sind kranke Stellen am Organismus unseres Landes. Sie sind nur nicht so groß, nicht so eindrucksvoll wie jene außerhalb unserer Grenzen.

Im ganzen sind aber solche Gefahrenherde bei uns doch die Ausnahme. Wir besitzen daneben eine große Zahl innerlich durchaus gesunder Gebiete, welche sich gerade in den heutigen Zeiten als besonders widerstandskräftig gegen äußere Einflüsse erwiesen haben. Es sind wohl in erster Linie Bezirke, die noch nicht stark mit dem wirtschaftlichen Getriebe der Umwelt verflochten sind. Nicht umsonst hat sich bisher die Aufmerksamkeit der Landesplaner vor allem auf die Städte konzentriert. Bauerndörfer, mit ihrer weitgehenden Selbstversorgung, haben die Nachteile moderner Entwicklung viel weniger zu spüren bekommen. Manche Talschaften bilden fast in sich geschlossene Kulturkreise, die gerade infolge ihrer Geschlossenheit vom Auf und Ab zwischen Krise und Konjunktur lange nicht so stark betroffen wurden wie die großen städtischen Siedelungen. Man denke etwa ans Tavetsch, wo sich die

Selbstversorgung zum Teil nicht nur auf die Ernährung, sondern auch auf die Kleidung erstreckt. Im Engadin kann man noch mancherorts die heute wiesenbestandenen Terrassen sehen, auf denen einst das Brotgetreide wuchs, bis dann der Verkehr die Selbstversorgung entbehrlich machte. Nicht daß derartige völlig auf sich selbst gestellte Landschaften nun das Erstrebenswerte wären! Aber sie erinnern uns doch daran, was einst war, und zeigen immer wieder aufs neue, daß die Schwierigkeiten, die es heute zu korrigieren gilt, einsetzen mit der Industrialisierung, mit dem modernen Verkehr, mit der Ausweitung der Beziehungen über die Landesgrenzen hinaus, und schließlich weiter über die Meere zu andern Kontinenten.

Planung ist vor allem da vonnöten, wo der einzelne nicht allein fertig wird, oder wo er allein etwas schafft, das andern schadet, wo es also gilt, sich der Gesamtheit unterzuordnen und das Wohl des ganzen Landes voranzustellen. Alte und prächtige Beispiele solcher Gemeinschaftsarbeit sind die Bewässerungsanlagen im Wallis. Hier haben die Bewohner den Kampf gegen die Unbill der Natur aufgenommen, den klimatischen Mangel an Niederschlag ersetzt durch ihre Wasserfuhren. Oder im Großen Moos zwischen Murten- und Bielersee: Da galt es im meliorierten Areal dem Winde zu trotzen. Breite Waldstreifen, quer durch das Land, absichtlich und planmäßig gepflanzt, wirken als Windbrecher und machten erst die intensive Nutzung des Bodens mit Getreide und Gemüse möglich. Gemeinschaftsarbeiten nach wohlüberlegtem Plan sind auch die vielen Flußkorrekturen in unserm Lande gewesen, angefangen von der ersten Leistung der Leute von Spiez, Strättligen und Thun für den Kanderdurchstich, bis zu den vom Bund geleiteten Arbeiten der Rhone- und Rheinkorrekturen.

Planung muß aber auch da einsetzen, wo die Interessen entfernter Wohnender tangiert werden. In vielen Fällen liegen ja Ursachen und Wirkungen räumlich nicht so nahe beisammen wie in den genannten Beispielen. So vorteilhaft eine gewisse Entwicklung für die Bewohner eines bestimmten Gebietes sein kann, so nachteilig kann sie sich auf jene weit entfernter Gegenden auswirken. So machte zum Beispiel die Verlegung des alten bündnerischen Paßverkehrs an den Gotthard Tausende brotlos und bewirkte die Abwanderung wertvollen Volkselementes. Oder die Überschwemmungsgefahr im St. Galler Rheintal kann nur wirklich beseitigt werden durch Verbauungen und Wiederaufforstungen in den Tälern Graubündens.

Überschauen wir nochmals die eben erwähnten Beispiele, so zeigt sich, daß die Planung und Durchführung von Gemeinschaftsarbeiten zweifellos dort am leichtesten ist, wo Ursache und Wirkung nicht weit auseinanderliegen, insbesondere wo es sich um Verbesserungen innerhalb einer geschlossenen Kulturlandschaft handelt. Wo dagegen das unmittelbare Interesse fehlt, wo es sich also um weitgreifende Zusammenhänge handelt, die außerhalb des Bereiches einer Einzellandschaft liegen, ist die Aufgabe schwerer. Zu ihrer Lösung müssen die Vertreter der verschiedensten Interessengruppen zusammentreten und beraten, untersuchen und planen.

Und noch etwas ! Die Beispiele von Wasserfuhren, von Wildbach- und Flußkorrekturen, von den Windschutzstreifen zeigen, daß man wohl der Natur und ihren extremen Wirkungen zu trotzen versteht. Was dagegen bisher viel weniger gut gelang, ist das Aufhalten unerfreulicher Entwicklungen in Belangen, die nicht so eng mit dem Naturreich verflochten, sondern in stärkstem Maße menschlicher Tätigkeit zuzuschreiben sind. Dies gilt vor allem für die Siedelungen, aber auch für Wirtschaft und Verkehr. Wie vieles haben wir nur in und bei den großen Städten zu beklagen ! Fabriken haben uns schönste Plätze am Seeufer weggenommen. Sie machen sich breit auf Arealen, die eigentlich viel zweckmäßiger Wohnflächen geblieben wären. Straßenzüge, quer durchs Land gelegt, haben ihrerseits wieder zum Bau von anstoßenden Wohn- und Geschäftshäusern geführt, die ebensogut anderswo in der Nähe Platz gehabt und dort nicht den wertvollsten Nährboden zerstört hätten. Mietskasernen haben das Siedlungsbild gestört und kaum Raum für die notwendigen Erholungsflächen gelassen. Die Beispiele genügen. Sie und ähnliche sind es, die in so krasser Art beweisen, wie die Fragen nach der Billigkeit und nach einer allzu eng gesehenen Zweckmäßigkeit stärker waren als bessere Einsicht. Nun gilt es, fertig zu werden mit diesen so unerwünschten und schädlichen Folgen menschlicher Werke, so wie wir uns längst erfolgreich gegen die Unbill der Natur gewendet haben. Diese neue Aufgabe ist zweifellos viel schwerer. Landesplanung hilft, sie zu lösen.

Es handelt sich bei diesen künftigen Verbesserungen nicht bloß darum, wieder schönere Siedelungen zu bekommen, Verkehrswege und Kraftwerke rationeller zu gestalten, erhaltungswürdige Bauten vor dem Verschwinden zu bewahren und die Abwanderung der Landbevölkerung in die Städte und in die Fabriken aufzuhalten. Nein, es geht um mehr. Jede Landschaft der Schweiz ist imstande, in der Urproduktion Erzeugnisse hervorzubringen, die in ihrem Raum besser gedeihen als anderswo, weil die Böden, das besondere Klima hierfür geeignet sind und wohl auch, weil die Menschen jener Gegend gerade besondere Liebe und Fähigkeiten zur Pflege dieses Produktes besitzen. Die Möglichkeiten, insbesondere die *speziellen* Möglichkeiten jedes einzelnen Landesteiles sind zu fördern. Ähnlich die Industrie. Sie findet an gewissen Orten ihre besten Standorte, wo sie ihre optimalen Leistungen hervorzubringen imstande ist. Diese Standorte werden nicht nur abhängen von Verkehrsrücksichten, auch nicht mehr so stark wie ehemals von der Lage der Kraftquellen. Die Industrie braucht aber eine Arbeiterschaft, die fähig und gewillt ist, hier Bestes zu leisten. Verkehrswege nehmen auf die Bedürfnisse von Urproduktion und Industrie Rücksicht, in der Siedelung müssen den Bewohnern die unter den gegebenen Umständen günstigsten Plätze zur Verfügung gestellt werden. Es ist aber selbstverständlich, daß sich die Forderungen von Wirtschaft, Siedelung und Verkehr überschneiden, ja in gewissen Einzelheiten einander entgegenstehen werden. Da gilt es nun alle diese Bedürfnisse einander anzugleichen, Rangordnungen für ihre Verwirklichung aufzustellen, die Wünsche zu koordinieren. Ziel ist ein Zustand, wo alles

aufeinander so abgestimmt ist, daß jede Landschaft ihr Bestes geben kann und zur Ergänzung der anderen beiträgt, daß die Wirtschaft des Landes innerlich gesund ist, daß die Verkehrseinrichtungen wirklich zweckmäßig gestaltet, daß die Wohnbedingungen der Bevölkerung einwandfrei sind. Nichts darf sich auf Kosten des andern breit machen, und alles hat sich den natürlichen Gegebenheiten des Landes anzupassen. Alles ist Glied eines innerlich wohlhabgestimmten Gefüges, einer umfassenden Symbiose. So wie im Forst, im Feld, in natürlichen Lebensgemeinschaften ein biologisches Gleichgewicht besteht, so muß ein harmonisches Gleichgewicht in allen Einzelbelangen des Landes vorhanden sein. Ein solches harmonisches Gleichgewicht herbeizuführen, ist das eigentliche Ziel der Landesplanung.

So gesehen ist die Aufgabe der Landesplanung umfassend und schwer, ja es mag wohl der Eindruck aufkommen, die Hindernisse seien allzu groß. Diese Hindernisse zu erkennen und ins richtige Licht zu setzen, ist Vorbedingung für das spätere Gelingen der Arbeit.

Eine erste Schwierigkeit besteht darin, daß die Schweiz ein vielgestaltiges und kulturell hochentwickeltes Land ist. Es kann sich also nicht um einen Neuaufbau, wie etwa in einem erst zu erschließenden Kolonisationsgebiet handeln, sondern Bestehendes und auch mannigfach Bewährtes muß aufgegeben und unter veränderten Gesichtspunkten neu gestaltet werden. Lösung längst vorhandener Bindungen ist aber schmerzlich und läßt sich nicht ohne Widerstand durchführen. Außerdem sollten für alles Neuzuschaffende mindestens die Grundlagen genau bekannt sein, damit das künftige Gefüge wirklich optimalen Nutzen zu gewährleisten vermag. Diese Grundlagen liegen zweifellos erst unvollständig vor. Wir kennen weder die Böden, noch die lokalklimatischen Eigenheiten, das wirtschaftliche Potential, die soziologischen Verhältnisse und manch weitere wesentliche Eigenschaft jeder landschaftlichen Region genau. Demnach vermögen wir auch noch nicht in genügendem Maße zu beurteilen, in welchem Bereich sie ihr Bestes zu geben vermag. Es ist also nötig, zunächst festzustellen, worauf überhaupt aufzubauen ist. Daher braucht es bodenkundliche, klimatologische, volkswirtschaftliche, soziologische und namentlich auch geographische Forschung, um nur einmal die wichtigsten Unterlagen für die angestrebte Neugestaltung zu erhalten.

Landesplanung braucht weiter Pläne. Nicht bloß die topographische Karte ist nötig, sondern ein Landesatlas, in welchem in vielen einzelnen Karten die Naturgrundlagen wie Boden, Klima, Gewässer, dazu Bevölkerungsverteilung, die Belange von Landwirtschaft, Industrie, Siedlung, Verkehr dargestellt sind. Die Geographen sind gegenwärtig daran, einen solchen Landesatlas zu schaffen. Hierfür sind sie natürlich auf die Mitarbeit weitester Kreise aus Wissenschaft und Praxis angewiesen. Die Karten dieses künftigen Gemeinschaftswerkes sind die zweckmäßigste Darstellung der Forschungsergebnisse, auf die sich die Landesplaner stützen müssen, wenn sie eine knappe und einwandfreie Übersicht über die ihnen zur Verfügung stehenden Grundlagen benötigen.

Da die Forschung stets weitergeht, neue technische Möglichkeiten gefunden werden, die Bedürfnisse der Menschen wachsen und ökonomische und politische Verhältnisse sich immer wieder wandeln, wird sich nie ein bestimmter idealer Zustand denken lassen, welcher schließliches Endziel der Planung sein könnte. Eine Landesplanung, die auf ein derartiges, zum vornherein starr festgelegtes Ziel hinstrebte, müßte sich selbst als immer stärker hemmende Fessel empfinden, welche früher oder später gesprengt würde. Was heute erstrebenswert ist, wird morgen schon überholt sein. Die Verwirklichung vermag der Planung ohnehin erst in gewissem zeitlichen Abstand zu folgen. So kann es sich bloß um ein *Streben* nach Vervollkommnung, nach Angleichung an ein ideales, aber imaginäres, und daher der Landesplanung nur als Wegweiser dienendes harmonisches Gefüge handeln. Deshalb gilt es wohl, jenes Zukunftsbild als Richtungspunkt trotz seiner Wandelbarkeit festzuhalten, dabei aber vor allem die Entwicklungstendenzen zu erkennen und zu beurteilen, ob sie erwünscht oder schädlich, ob sie zu fördern, aufzuhalten oder unzubiegen seien.

Solche Forschung, Beurteilung und Beeinflussung des bereits Bestehenden kann nie Sache eines Einzelnen sein. Sinnvolle Landesplanung setzt Zusammenarbeit aller interessierten Kreise in einer Arbeitsgemeinschaft voraus. Die Mitarbeiter werden ihre Belange zu vertreten haben; darüber hinaus aber müssen sie gewillt sein, ihr Lokal- oder Gruppeninteresse dem allgemeinen Landeswohl unterzuordnen. Sie sollten hierzu auch die geographische Eigenart unseres Landes und auch jene einzelner Landesteile kennen. Denn aus der Kenntnis der landschaftlichen Individualität erst erwächst die Fähigkeit, Schicksal dieser Landschaft und ihre künftige Stellung innerhalb des Ganzen richtig zu beurteilen. Ohne solches Wissen und ohne auf das glückliche Gedeihen des Ganzen gerichtete Hingabe an das gemeinsame Streben ist jede Mitarbeit schädlich.

Bis alle die genannten Voraussetzungen geschaffen sind, wird man wie bisher in Einzelbereichen planend das heute Bestehende zu verbessern suchen. Die Planung, die man gegenwärtig, durch den Krieg bedingt, in der Landwirtschaft praktisch erprobt und durchführt, wird weitergehen. Man wird in der Forstwirtschaft, im Verkehrswesen, im Wasserbau, in Industrie und Siedelung, wie auch in den verschiedenen Regionen weiter planen, in dem Sinne, wie es bisher geschah, und mit steigendem Erfolg. Aber nie darf dabei vergessen werden, daß wir künftig alle auf *ein* Ziel, auf die *umfassende*, auf die *Landesplanung* hinarbeiten wollen. Sie erst kann die Krönung aller Bestrebungen sein, faßt als Dachorganisation die Einzelbereiche zusammen, paßt sie einander an, vereinigt sie, und sucht schließlich jenes vielfältige, aber harmonische Gefüge zu schaffen.

Die Eigenart der Schweiz beruht vor allem auf ihrer Vielgestaltigkeit. Das Mosaik der vielen kleinen landschaftlichen Regionen planend noch besser zusammenzufügen, ist die besondere Aufgabe der *Schweizer* Landesplanung. Zweifellos erschwert die Vielfalt unserer Einzelräume die Beschaffung der Grundlagen für die Arbeiten. Die Karten unseres

Landesatlases werden, wenn man sie mit Karten gleichen Maßstabes anderer Staaten vergleicht, viel mehr Differenzierungen und lokale Besonderheiten zeigen. Das erstrebte harmonische Gefüge der Schweiz wird daher auch detaillierter und subtiler sein als anderswo. Diese Vielfalt, einmal wirklich planend gestaltet, erlaubt dafür aber auch gegenseitige Ergänzung zu einem Zusammensein, dessen innerer Reichtum gerade unsere Stärke ist.

So entspricht die Schweizer Landesplanung eigentlich dem Grundcharakter unseres Staates. Sie schließt Pflege und Förderung der kulturlandschaftlichen Individualität ein, erstrebt aber darüber hinaus gegenseitige Ergänzung zum wertvollen Ganzen. Unsere Zeit hat gelehrt, daß eine Schweiz, die allzu stark auf die Beziehungen zum Ausland eingestellt ist, doch vielleicht die Interessen von Landesteilen und Berufsgruppen allzusehr auf dieses Ausland hingerichtet hat. Mehr und mehr kommt uns zum Bewußtsein, daß Bindungen mit den fremden Käufern und Lieferanten auch Lockerungen im Gefüge unseres Schweizer Wesens zur Folge hatten. Der Krieg hat uns wieder etwas mehr ins eigene Haus zurückgedrängt. Und das ist gut so. Das Haus braucht durchaus nicht abgeschlossen zu sein; wir brauchen die Beziehungen zum Ausland, und sie haben uns in mancher Hinsicht geholfen und gefördert. Aber solche Umschau im eigenen Haus zeigt erneut, daß wir, wie vielleicht kein anderes Land, reich sind an Möglichkeiten, die wir wohl eine Zeitlang allzusehr vernachlässigten. Die Landesplanung ist das Programm, welches die Vielfalt unseres Lebensraumes neu gestalten hilft; die Landesplanung ist der Weg, auf welchem jeder Landesteil seine Bedeutung und seine Aufgabe in der Gemeinschaft erhält; die Landesplanung nähert uns einem Ziel, das uns weiterhin Selbständigkeit und Unabhängigkeit sichert.

Frostschaden und Lärchensterben. Von Hans Burger.

W. Schädelin hat im Jahr 1941 in dieser Zeitschrift auf die verdienstvollen Veröffentlichungen von *E. Münch* über das Lärchensterben aufmerksam gemacht, in denen dargetan wird, daß das Lärchensterben hauptsächlich eine Frost- und Rassenfrage sei, wobei der Krebs nur eine Nebenrolle spiele.

Wir dürfen *Münch* sehr dankbar sein, daß er, wohl angeregt durch *Sorauer*, alle Nachrichten über das Lärchensterben sammelte und sichtete, sowie, daß er die künstlichen Frostschadenversuche von *Day and Peace* überprüfte. *Münch* stellt die Sache so dar, als ob das Lärchensterben hauptsächlich durch Spätwinter- und Frühjahrsfröste verursacht werde, wobei Nadelfrostschäden eine geringere Rolle spielen sollen als Zerstörungen an Rinde und Kambium. Herbst- und Winterfröste werden zwar nach *Sorauer* erwähnt, aber als weniger schädlich dargestellt.

A. Dengler sagt dagegen in seiner neuesten Arbeit « Ein Lärchenherkunftsversuch in Eberswalde », in der « Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen » 1942, daß die « Korblärchen » wahrscheinlich durch Herbst-